

Wir leben nun still und schau'n auch  
Auf verblühtes Leid, auf verblühtes  
Glück;  
Wir sind einen weiten Weg geschritten,  
Wir abben geliebt, wir haben gelitten.

Das Recht der Mutter.

Dem Leben nachgerückt von Annie  
Frisberg.

Die Korridorhür fiel in's Schloss,  
Am großen Tisch saßen die Kinder  
mit der Mutter bei der Schul-  
arbeit.

Die Federhalter flochten, die beiden  
Anadentöpfe hoben sich von den Schul-  
heften und blickten einander an, dann  
hinüber zur Mutter, die mit dem  
Sechsjährigen buchstabierte.

Sie atmeten alle plötzlich tief auf,  
wie erfüllt lächelten sie sich an. Nun  
waren sie wieder allein, wieder unter  
sich. Das verdorrte Gesicht des  
strengen Vaters, den jede Kleinigkeit in  
bestimmten Tönen der Besorgnis, fürchte nicht  
mehr die kindliche Fröhlichkeit, die  
Augen der Mutter, den Frieden des  
Hauses.

„Mach eure Arbeit recht schön und  
stark, damit ihr spielen könnt,“ machte  
die Mutter, gab dem Kleinsten sein  
schristliches Pensum auf, rühte ihn zu-  
recht auf seinem Stuhl, gab ihm die  
Feder in die Hand und schrieb mit ihm:  
„Hein heraus, Druck herunter.“

„Mit Mutti zusammen geht's aber  
fein!“ — lachte der Knirps.  
„Gib dir nur Mühe, dann geht's  
auch allein ebenso fein.“

Die kleinen Anadentöpfe des Sechsjährigen  
schlangen sich um den Hals der  
Mutter. Er küßte sie, und sie küßte  
ihn. Da sprangen die beiden andern,  
der Neunjährige und der Elfjährige,  
auf von der Arbeit.

Sie herzten und küßten die Mutter,  
keiner durfte etwas voraus haben.  
„Ihr drückt mich tod“, meinte lä-  
chelnd die Mutter ab, „rasch, rasch an  
die Arbeit.“

Wald saßen sie alle drei wieder beim  
Schreiben.  
Ein zärtlicher, glücklicher Blick der  
Mutter streifte sie, dann unterdrückte  
sie einen tiefen, schweren Seufzer.

Der Vater der Kinder, ihr Opa,  
war nur wenig zu Hause. Zimmer-  
meister hielt er sich im Kreise der Seinen  
auf. Es zog ihn fort in lustige Gesell-  
schaften, das Familienleben hatte keinen  
Reiz für ihn. Wenn draußen in der  
Korridorhür der Schlüssel sich drehte,  
dann ging es wie ein Schreck durch  
alle.

„Papa, du Papa!“ riefen die Kinder  
und rührten sich kaum. Keines lief  
ihm entgegen, keines schlang seine Arme  
um ihn und bewillkommnete ihn. Auch  
sie, die Mutter, ging ihm nur selten  
entgegen. Sie hatten alle Angst vor  
ihm, nur selten, nur ausnahmsweise  
hatte er ein freundliches Wort. Er  
mied jede Majestät am familientisch,  
nicht einmal Sonntags sah er im  
Kreise seiner Kinder beim Mittags-  
mahl. Er genoss alles für sich allein.

So gingen es schon Jahre, aber es  
wurde immer schlimmer. Schließlich  
entfremdete er sich ganz seinem Hause,  
er kam widerwillig und ging mit leicht-  
tem Herzen.

Es gab eine Zeit, da war es anders  
generell. Da trat die Gattin mit dem  
Kleinsten auf dem Arm ihm froh ent-  
gegen, da hing an seinen Armen ein an-  
deres, ein drittes kletterte ihm auf den  
N Rücken, da wollten sie ihn alle erdru-  
cken mit ihrer Liebe, und er lachte und  
meinte sich ladend, wenn sie an ihm  
hingen, wie die Kleinen.

Kleinen, das waren sie ihm jetzt, nur  
Kleinen — Neffen, die ihn hinderten,  
die ihn störten auf seinem Weg, den er  
allein gehen wollte, ganz nach seinem  
Belieben.

Damals stellte man keine großen  
Forderungen an ihn. Er brauchte nur  
lustig und vergnügt zu sein und konnte  
sich seiner Gattin widmen.

Als er sie zum Weibe nahm, stand  
sie auf der Höhe ihres Schaffens. Sie  
nachte ihr Talent aus, sie ließ es nicht  
brach liegen, sie arbeitete bis zur Er-  
schöpfung, für die Kinder, für ihn. Sie  
gab freudig mit vollen Händen, mit  
Lust und Liebe, und sie nahmen alle,  
alles von ihr. Es mußte so sein, er  
konnte sich gar nicht denken, daß es  
anders werden würde. Er vergaß  
ganz, daß er noch andere Pflichten  
hätte, als vergnügt zu sein und sich  
seiner Kunst zu widmen.

„Ich brauche Geld.“  
Ihre Schwägerin rief das Wort von  
ihren Lippen. Wie gern hätte sie es  
verschwiegen, um dem Hause den Frieden,  
den Frohsinn, den Kindern das Glück  
zu erhalten.

Sie wußte es, ein Mahnender ist  
immer unwillkommen. Sie mußte  
mahnen, ihn mahnen an seine Pflich-  
ten.

Seinen Beruf, seine Kunst, sein Ta-  
lent, sein Können vernachlässigte er um  
einer anderen Liebhaberei willen.

So stand es jetzt, als er mürrisch,  
laut, polternd ging und die Tür hinter  
sich in's Schloss warf, die er am  
liebsten nie mehr geöffnet, ein einziger  
Trennen in den Kreis der Seinen, die  
jetzt von ihm begehrt, mehr begehrt,  
als er geben wollte, als er geben konnte,

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 13. Nov. 1903.

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 24 No. 11.

da er auf falschem Weg zum Glück  
schritt, zum Glück, das für ihn Erfolg  
bedeutete. Die Ehe mit ihr war Be-  
rechnung von seiner Seite. Er dachte,  
sie würde immer sorgen, er dachte, ihre  
Arbeitskraft wäre unerschöpflich.

Aber nun war sie erschöpft.  
Geliebte hatte er sie nie. Nun griffte  
er ihr, nun began er sie zu hassen,  
seit sie nicht mehr gab, seit sie begehrt,  
ihm Recht begehrt, ihn mahnte an seine  
Pflicht.

Nun ging er nach dem Mittagsmahl  
und lehrte nicht zurück bis spät in der  
Nacht, in den ersten Morgenstunden.  
Dann kam er polternd, wie er ge-  
gangen. Wenn die Hausfrau unten in's  
Schloß fiel, laut schallend, daß sie aus  
taum gefundenem, heiß begehrt  
Schlafs, dem Vergessen alles Leibes,  
emporfuhr, dann sagte sie sich:

„Das ist er.“  
Es war ihr, als ob ein Fremder, ein  
Eindringler widerrechtlich das Zimmer  
betrat, so entfremdet war er ihr. Und  
sie waren Gatten.

Ihre Gedanken begegneten sich.  
Auch er suchte das Ende, er suchte  
nach Befreiung aus dem Joch, seit seine  
Berechnung nicht mehr stimmte.

Und gute Freunde halfen ihm berathen  
und berechnen, wieviel besser er  
lebe ohne Ehe, ohne Pflichten gegen  
seine Frau, wenn er seine Vaterpflicht  
sich leicht machte, die Kinder in eine  
Erziehungsanstalt gab, die er doch  
nicht erziehen konnte, denen er keine  
Stunde des Tages widmete, die er  
kaum sah, oft den Schulknaben die  
ganze Woche nicht, wenn es ihm einfiel,  
auch Mittags wie Abends, seine Mahl-  
zeit außer dem Hause zu halten.

Kein Ruf tönte in seine Seele, kein  
Gewissen, kein Pflichtgefühl schrie:  
„Du darfst den Kindern die Mutter  
nicht rauben!“

So, nun war es geschehen, nun war  
es vorüber. Eine eltschliche, häßliche,  
widerliche Szene.

Dazwischen die Kinder. Die armen,  
schullosen Seelen. Es gibt nichts  
Traurigeres als solche Kinder einer  
Ehe, deren Ende die Scheidung ist.

„Erfülle ich meine Pflicht nicht?“  
fragte sie ihn, und er gab höhnend zu-  
rück:  
„Einigermaßen!“

Was wollte er dann noch mehr von  
ihm? Sie that immer nicht genug,  
es blieben ihr noch Muffelstunden zum  
Denken, die — das Denken — das  
gönnte er ihr nicht einmal, wenn es  
kein Geld einbrachte.

„Die Kinder — die Kinder — hast  
du am längsten gehabt!“  
Das war seine Drohung, damit ging  
er, damit traf er sie an ihrer verwun-  
denen Stelle, das wußte er, darum das  
grausame, höhrende Lachen.

Wie erlosch atmete sie, als er nicht  
wieder kam. Gottlob, nun war es zu  
Ende, das Schmachvolle, das Demüthi-  
gende, das Widrige einer Ehe, die  
längst keine Ehe mehr war.

Sie wußte es, nur kurze Zeit noch  
blieben ihr die Kinder. Er hatte es ihr  
angedroht, er würde es ausführen, ihr  
die Kinder entreißen.

Das war sein Recht, das Recht des  
Vaters — die Mutter hatte kein Recht  
mehr.

Jetzt begann sie die Vertreterinnen  
der Frauenrechte zu verstehen, jetzt, da  
ihm klar gemacht wurde, daß eine Mutter  
dem Vater gegenüber rechtlos ist.

Voll Rache und Bosheit, voll Rache-  
durst schmeidete er heimlich seine Pläne  
gegen sein Weib. Seine gefestigten  
guten Freunde machten es ihm  
klar, wie er am besten die Mutter tref-  
fen könne, wie er sie im tiefsten Her-  
zen treffen könne durch das Gesetz, von  
Männern gemacht, zugunsten der Män-  
ner.

Heimlich entführte er ihr die drei  
Anaben, auch den sechsjährigen, der so  
an Mutti hing, der ohne Mutti nicht  
sein konnte, der weinte, wenn sie am  
Abend nicht sein Bettchen neben dem  
ihnen hatte, der sich verlassen und ver-  
loren vorkam ohne seine Mutti.

„Du sollst nicht wissen, wo sie sind.“  
Da stand es groß, deutlich, so klar  
wie nichts anderes.

Das war seine Rache! Erst wenn sie  
gefiel ihm, erst dann, nach Wo-  
chen, nach Monaten, nach Jahren, erst  
dann würde sie wieder das Recht erlan-  
gen zu wissen, wo ihre Kinder sind,  
das Recht, sie zu sehen.

„Es gibt ein Vormundschafts-  
gericht,“ sprachen Wohlmeinende, Män-  
ner, denen selbst das Gesetz hart dünkte,  
das eine Mutter so rechtlos sein ließ.  
„Es ist ja selten, daß ein Mann davon  
Gebrauch macht. Das Gesetz be-  
steht, um schlechten Müttern ihre Kin-  
der zu entziehen.“

„So zähle ich zu den schlechten Müt-  
tern!“ rief sie, und er — er stempelte  
sie dazu.

Sie verstand, daß Frauen tödten  
können, daß sie mit der Waffe in der  
Hand sich ihr Recht suchen und den  
strafen, der es ihnen entzieht.

Wie Wahnsinn wolle es sie oft pa-  
den, wenn sie die leeren Bettchen sah,  
wo sonst das blühende Leben in köst-  
lichem Schlaf lag, in angstvollen  
Träumen oft nach „Mutti“ rief.

wo sonst das blühende Leben in köst-  
lichem Schlaf lag, in angstvollen  
Träumen oft nach „Mutti“ rief.

Wo schliefen sie jetzt — unter wel-  
chem Schutz, von wem behütet, von  
wem geleitet auf ihrem Lebensweg, auf  
dem die Mutter beiseite geschoben war  
wie eine Verbrecherin?

Sie dachte zurück an alle ihre Liebe,  
ihre kindliche Zärtlichkeit. Sie würden  
ihre Mutti nicht vergessen, das wußte  
sie, dazu waren sie zu sehr ihre Kinder,  
dazu hatte sie ihre Herzen zu sehr be-  
sessenen, dazu waren sie zu dankbar.  
Und die Verwirrung ihres heißen  
Schmerzes — sie kam endlich!

Mit einem Jubelschrei begrüßte sie  
das bunte Blatt mit der ungelenten  
Kinderchrist, das der Postbote ihr ein-  
es Morgens brachte.

Ihre Anaben schrieben ihr, schrieben  
ihm heimlich, wo sie weilten, wo ihr  
Vater sie hingebracht hatte.

Sie schrieben ihr, daß sie bald, recht  
bald kommen sollte, sie zu besuchen, daß  
sie bald, recht bald ihnen schreiben  
müßte.

Die Sehnsucht nach der Mutter  
stand zwischen den Zeilen der Kinder-  
schrift zu lesen, groß, deutlich, in  
schreiendem Weh.

Die armen, kleinen, unschuldigen  
Seelen. Sie wußten nicht, daß ihr  
Vater verboten hatte, ihnen die Briefe  
der Mutter auszuhändigen. Sie wür-  
den lange warten, bis die Zeilen der  
Mutter zu ihnen kommen würden, sie  
würden sich ihnen darnach, aber ver-  
gessen; ein Vater hat das Recht, die  
Briefe der Mutter an die Kinder zu  
unterschlagen — eine Unterschlagung,  
für die es keine Strafe gibt — oder  
doch eine Strafe, welche die ewige Ge-  
rechtigkeit übt, die über dem Menschen-  
gesetz steht.

Rein, nein, sie tauschte nicht mit  
ihm. Ihr Tag würde kommen. Sie  
harrte fehnachtsvoll auf diesen Tag.

Wie Bräsig um seine eine Braut  
kam.

Humoreske von G. Spielmann.

Vor 65 Jahren, wo in Medlenburg  
und Pommern die Chausseen noch  
Karitäten waren, servierte Bräsig als  
Reiseführer auf einer großen Be-  
güterung an der Pommerschen Grenze  
nach Anklam hinop.

Die Güterschlepper in Medlenburg  
verkauften und verfuhrten derzeit ihr  
Korn meistenteils nach Wolgast. Die  
Lokomotiven, die das Korn dorthin brach-  
ten, bestanden in der Regel aus fünf-  
zehn bis zwanzig, mit je vier starken  
Pferden bespannten Reisewagen, die der  
so genannte Reiseführer zu Pferde  
führte.

Im diese Zeit hatte in Anklam auf  
dem „Schwedischen“ Damm eine Frau  
Wid, vulgo „Mutter Widich“ geheißten,  
eine große Ausspannung.

Eine „Ausspannung“ ist ein Wirtshaus  
des Ranges, welchen vor fünfzig  
und mehr Jahren in Berlin etwa „er  
grüne Baum“ in der Kravatten, und die  
verschiedenfarbigen „Koffe“ in der  
Spandauer, Kloster- und anderen  
Straßen einnahmen.

Mutter Wids Hans war nur ein-  
von der Hausdienerin die große Stube  
für die Frachtfuhrleute und die  
Kredite der Reisewagen, in der auch  
für diese, begehrt sie ein Nachtlager,  
die Streu aufgemacht wurde. Links  
war die Herrentube, wo die Reisse-  
schreiber ihren Einzug nahmen. Auf  
dem Boden befanden sich zwei Giebel-  
stufen, jede mit vier Betten mit roth  
und weiß gewürfelten Ueberzügen, wo  
die Herren Schreiber, welche übernach-  
teten, schliefen.

Gemeinlich übernachteten sämt-  
liche Reisewagen aus Medlenburg  
auf der Fahrt nach Wolgast in An-  
klam und bei Mutter Wid, denn keine  
Ausspannung in ganz Anklam besaß  
solchen marktplatzähnlichen, rings  
umgeben Hofraum, und solche Stalun-  
gen, wie Mutter Wid. Auch ihr Sou-  
per war hochberühmt trotz der Ein-  
fachheit und Unanblichkeit des Me-  
nüs. Selbiges bestand immer aus  
Bieruppe, Hecht in Butter und Peter-  
silien mit Kartoffeln, Butter und Käse,  
und kostete drei gute Groschen. Selb-  
stredend gab es keine Portionen, son-  
dern jeder Gaist aß so lange, bis er satt war,  
wobei bei einem Pommerschen Reisse-  
schreiber, der kein Mittagbrod ge-  
triegt hatte, mindestens so ein Pfun-  
der zweifelhafte gehörten, was Mutter  
Wids Anrichtung indes allzeit in Rech-  
nung zog.

Frau Wid war Wittwe, mehr als  
wohlhabend und Mutter einer einzigen  
Tochter, Fietlen mit Namen, die zur  
Zeit so um zwanzig Jahre alt war.

Fietlen war eine stattliche, schme-  
de Jungefrau, die fleißig und unflüchtig  
in der Wirtschaft der Mutter zur  
Hand ging. Selbstverständlich war sie  
ein durchaus tugendhaftes Mädchen,  
wenn sie auch einen dicken Spatz ver-  
stand und Aimpflichkeit nicht kannte.

Auch Bräsig lehrte selbstredend bei  
Mutter Wid ein, machte aber bei der  
Lage der Begüterung, wo er servierte,  
hier nur Mittags.

Zwischen Bräsig und Fietlen hatte  
sich etwas angeknüpft. Neel und  
ernsthaft natürlich. Mutter Wid war  
die Sache recht, und mit nächstem  
Herbst sollte es losgehen mit der  
Heirat und Bräsig als Schwieger-  
sohn ins Haus kommen. Er hatte deß-  
halb auch bereits zur Umzugszeit seine  
Stelle gelündigt und seine Papiere zur  
Trauung in Bereitschaft bringen las-  
sen.

So etwa eine Woche vor dem 24.  
Oktob, der in Medlenburg landes-  
üblichen Umzugszeit für alles Dienst-  
personal, sollte Bräsig, um Lohnge-  
d für die Güter zu schaffen, als letzten  
Dienst noch einen Train Weizen nach  
Wolgast führen.

Kein fühlendes Herz wird es ihm  
verrathen, wenn er es diesmal so einrich-  
tete, daß er bei Mutter Wid sein Nach-  
quartier nehmen konnte.

Bei Mutter Wid war es Hausstil,  
daß Jeder, der als Herr bei ihr über-  
nachtete, auf seinem Kopfkissen eine  
schlehenblühende Schlafmütze fand,  
die er, legte er sich zu Bett, aufsehen  
mußte, damit er die Kopfkissenbezüge  
vor dem Fetz der Haare sicher blieben.

Von diesem Hausstil ging Mutter  
Wid niemals ab. Wer die Schlafmütze  
nicht aufsehe, der bekam kein Nach-  
lager wieder. Mutter Wids Aus-  
spannung war aber ein Unikum in  
Anklam, und sie konnte deshalb schon  
eigen sein.

Fietlen hatte natürlich ihrem Bräu-  
tigam eine Schlafmütze aufs Bett ge-  
legt so weiß, wie frisch gefallener  
Schnee.

Als Bräsig am anderen Morgen vor  
Thau und Nebel abgeführt war und  
Fietlen mit dem Mädchen das Zimmer,  
in dem er geschlafen hatte, aufräumte,  
fand sie die Schlafmütze unbenutzt auf  
der Kommode unter dem Spiegel, da-  
hingegen aber war auf dem Kopfkissen  
einen Fettsack von guter Tellergröße.

Bräsig's Haar war etwas wirblich  
und wickelnd, deshalb er es gut  
unter „Burrmad“ halten mußte.

Fietlen war ihrer Mutter rechtens  
Kind. Sie nahm Kopfkissen und  
Schlafmütze, ging runter zu Mutting  
und sagte mit aufrichtiger Entrüstung:  
„Mutting, ne! Na kiet mit blot  
eems an! Bräsig hett de Slapmütz nich  
upset!“, übersetzt up! Kopfkissen hett  
he'n Fettsack von sin hoor matt  
as en fladen Teller grot.“

„Wat, Fietlen! De Slapmütz nich  
upset! und von sin Hoopdurmad  
in't Kopfkissen en Fettsack matt?“

„Ja, Mutting, kiet blot!“  
„Is god, Fietlen. Na lat man sin,  
ik war mit en reden.“

Als Bräsig Abends gegen acht Uhr  
von Wolgast zurückkam, rief Mutter  
Wid ihn zu sich.

„Bräsig,“ hob sie ihren schwiege-  
mütterlichen Sermon an, „Sei hem-  
wen über Nacht de Slapmütz, de Fiet-  
len Se henlegt hat, nich upset,  
döerst mit Ehren Fettsack in 'ne Kopp-  
kissenbüch en Fettsack matt, as en  
fladen Teller grot. Worüm hem'm'n  
Se de Slapmütz nich upset? Wer bi  
mi as Herr slappen wil, de set'en  
Slapmütz up, as't bi mein Levs-  
dag Stilum west is, orn he lett dat  
bliesen, un denn hät he eens bi mi  
slappen, un nich öfter.“

„Nehmen Sie sich für unglücklich,  
Madamme Widen, fenne Slapmütz zu  
nachtschlafen Zeit aassen Kopp, dieses  
is mich hitig, das könnt ich nie  
verdragen schon, denn dem macht mich  
maximirens Koppwehdag. Und um  
worüm füllt ich mit diesem machen  
lassen von wegen einen alten Slapmütz?  
Und was dem Fettsack in das Kopp-  
kissen amputieren that, na, ich füll  
benken an Water und Seif könnt Sie  
nich defektieren. Water haben Sie in  
die Beem umsonst, und Seif kost't  
einem ganzen Pund zwei Groschen.“

„So?“ sagte Mutter Wid lauernd.  
„So?“ Seilen Se dat disse Nacht de  
Slapmütz nich up?“

„Sie sind nurria, Madame Wi-  
den. Worüm sollt ich dem Slapmütz  
mit alle Gewalt upsetten, wenn ihn  
mich Koppwehdag machen that und mir  
für Hüg in den Kopp nich slafen lei!  
Ihnen Ihrem Slapmütz müßte ich vor  
einem nurriaen verlangen toriren.“

„So?“ Mühten Se dat?“ knurrte  
Mutter Wid und rief aus der Stuben-  
thür: „Fietlen tumm mal gliest rin!“  
Fietlen kam.

„Bräsig sei't teen Slapmütz nich up,  
Fietlen!“

„Wat, Bräsig, Se setten teen Slap-  
mütz nich up?“

„Nein, Fietlen. Worüm füllt ich dem  
mit Gewalt tumm, wenn's mich Hüg in  
'n Kopp und Koppwehdag machen that?“

„So?! Se setten teen Slapmütz nich  
up, dat inne Eh' nich?“

„Nein, Fietlen.“

„So?! Na, dat is jo nidlich. Denn  
so künn id ja woll all drie Dag enen  
reinen Koppkissenbelag upreden.“

„Wenn dem Rendlichkeit dieses für-  
tern thäte, Fietlen, denn so mühten Sie  
dieses thun in unsen Ehstand.“

„Bräsig,“ fragte jetzt Mutter Wid  
mit verhaltenem Zorn, „Bräsig, Se  
woll'n oaf in de Eh' teen Slapmütz  
nich upsetten, woll'n Se nich?“

„Erlauben Sie, Madame Widen,  
erlauben Sie, Fietlen, m thüst dieses  
einen nurriaen Umstand, woans Sie  
von wegen einen alten Slapmütz so viel  
Redensorten machen künnten, ich —  
„Bräsig,“ unterbrach ihn Fietlen und  
stammte die Arme herausfordernd in  
die Seiten, „Bräsig, woll'n Se in 'ne  
Eh' een Slapmütz upsetten, orre nich?“

„Nein, Fietlen. Diesem woll ich  
teinsweges nich, teimen Slapmütz upsetten  
und teimen Slapmütz auch nich fin.“

Fietlen schossen die Empörung-  
strahlen in die Augen. Die Alte aber  
fragte: „Bräsig! Wenn Ehre Frau  
dat verlangen deht, dat Se een Slap-  
mütz upsetten, woll'n Se't den at nich  
döhn?“

„Nein, Madame Widen, wenn mei-  
ner köstlichsten Frau mich befehlen  
wollt, as wär ich 'n Hoafjung, denn  
that ich dem ertst partulemant nich.  
Mit Gozen und Gelimplichkeit is al-  
sen von mich zu kriegen, aberst wer  
Bräsig'n für einer Slapmütz löpen  
wollt, dem müßt tidiger upstahn.“

„Zum lehten mal, Bräsig,“ fragte  
die Alte mit Gift auf der Zunge, „um  
lehtenmal, woll'n Se 'ne Eh' een  
Slapmütz upsetten, orre woll'n Se  
nich?“

„Nein, Madame Widen. Mir  
dücht, ich hüt mir darüber ebent zwei  
lang, wö breit espektier.“

„Na, denn so is't god, Bräsig. Denn  
so döerst is dat mit Se und Fietlen nu  
uht un to Enn'n, un öwer Nacht slapen  
Se denn oaf nich mehr bi mi.“

„Erlauben Sie, Madame Widen, wenn  
meiner köstlichsten Frau mich befehlen  
wollt, as wär ich 'n Hoafjung, denn  
that ich dem ertst partulemant nich.  
Mit Gozen und Gelimplichkeit is al-  
sen von mich zu kriegen, aberst wer  
Bräsig'n für einer Slapmütz löpen  
wollt, dem müßt tidiger upstahn.“

„Zum lehten mal, Bräsig,“ fragte  
die Alte mit Gift auf der Zunge, „um  
lehtenmal, woll'n Se 'ne Eh' een  
Slapmütz upsetten, orre woll'n Se  
nich?“

„Nein, Madame Widen. Mir  
dücht, ich hüt mir darüber ebent zwei  
lang, wö breit espektier.“

„Na, denn so is't god, Bräsig. Denn  
so döerst is dat mit Se und Fietlen nu  
uht un to Enn'n, un öwer Nacht slapen  
Se denn oaf nich mehr bi mi.“

Und die Alte strich während mehr-  
mals heftig mit der Fläche der rechten  
Hand über die der linken, mit dieser  
„Geste ihrer Rede Beträufung und  
Nachdruck gebend.“

Bräsig erstarrt zwar im ersten Mo-  
ment ein wenig, aber sich sofort wieder  
fassend, sagte er mit Würde: „Fietlen,  
ich hüt! Ihnen für großmütiger  
torirt. Auch Ihnen, Madame Wi-  
den. Von wegen einen alten Slap-  
mütz die Braut verlassen müssen, dem  
es einen starken Lobad. Aberst von  
Frugenslid lat ich mir nie nich dald-  
keln, auch nich von Brauten un köstlich-  
ste Swiegemutters. Fietlen, Sie  
kriegen molleinen annern Brautmann,  
zwei für einen, und ich krieg' auch einen  
annern Braut, zwei für ein, dafür is  
for mir auch keinem Trur nich. Aberst  
— ne! Was füllt Ein da noch for  
viel Redensorten machen. Dem  
Enn'n ons Leed is, dat ich for dem  
Momentam keine Braut nich mehr  
haben thu, aberst auch keinem Slapmütz  
nich upsetten thu und teimen Slapmütz  
nich bin. Guten Nacht, Fietlen, guten  
Nacht, Madame Widen. Meinem  
Joch von gittern Abend mit's Nach-  
lager und dem Koffig heut morn macht  
Stummum Stummurium nägen Gro-  
schen. Hier fünd dem. Ich wert nu  
man blot noch die Anechts erinten und  
denn nach die Stadt ringahn und auf-  
sen Markt bei Madame Smitten in  
dem „Traube“ slafen.“

Und so kam Bräsig, weil er keine  
Schlafmütze als Ehemann sein wollte,  
um seine Braut.

Viktor Emanuel-Ruchdote.

Anedoten von Viktor Emanuel dem  
Zweiten, dem Großvater des jetzt re-  
sierenden Königs von Italien, werden  
in einem jüngst erschienenen Buche über  
„Italiens Könige als Jäger“ erzählt.  
Viktor Emanuel der Zweite war so  
populär, daß sein Ruf selbst in die  
entlegensten Gebirgsdörfer gedrungen  
war, in Gegenden, deren Bewohner nie  
eine Zeitung zu Gesicht bekommen; die  
Zeitung hätte ihnen übrigens nichts ge-  
nützt, inwiefern sie nicht lesen können.  
Eines Tages traf der König, der sich  
auf der Gensienjagd befand, im Gebirge  
eine Bäuerin, die ihn nicht  
kannte. Er redete sie an, sprach von  
diesem und jenem und fragte schließ-  
lich: „Was sagt man hier vom König?“

„Dah er ein braver Mann ist,“ er-  
widerte die Frau, „aber — und sie  
lächelte ein wenig boshaft — „er soll  
Schürze nachlaufen.“ Nicht viel glimpf-  
licher wurde der König von einer an-  
deren Bäuerin behandelt. Es war in  
Courmayeur, und die Bäuerin hatte  
den Wunsch ausgedrückt, den König  
von Ansejucht zu Angesicht zu sehen.  
Viktor Emanuel hatte nichts dagegen  
einzuwenden, und die Bäuerin durfte  
kommen. Sie trat ins Zimmer und  
sah sich erkant um: „Wo ist der  
König?“ fragte sie. — „Ich bin's!“  
erwiderte Viktor Emanuel. — „Nicht  
müßlich!“ — „Warum nicht?“

„Wenn ich eine Königin gewesen wäre,  
hätte ich einen so häßlichen Mann nicht  
oehereibet!“ Viktor Emanuel lachte  
laut auf und unterließ sich dann mit  
der aufrichtigen Bäuerin recht lange.  
Einmal wollte der König einem Dorf-  
schulzen, den er sehr gern hatte, eine  
Freude machen und verlich ihm eine

Orden. „Herr König,“ sagte der Dorf-  
schulze, „das ist etwas für die Her-  
ren aus der Stadt, die nichts zu thun  
haben. Sie sind ganz berückt danach.  
Wir aber müssen arbeiten, und da ist  
uns so ein Kreuz nur im Wege.“ —  
„Aber einen Stier und zwei Kübber  
wirft Du doch wohl annehmen!“ er-  
widerte der König. — „Das ja, Herr  
König, eine Kuh ist mir lieber als der  
schönste Orden!“

Die erste „Gesandtin“.

Man rühmt ja nicht mit Unrecht den  
Frauen eine gewisse angeborene Ge-  
schicklichkeit für die schwierige hohe  
Rolle über Diplomatie nach. Jedemfalls  
ist es historische Thatsache, daß zu  
allen Zeiten schon das weibliche Ge-  
schlecht diese diplomatischen Talente  
in irgend einer Form bewährt und be-  
wiesen hat, wenn auch meist nur „hin-  
ter den Kulissen“.

So aroß aber auch stets der Frauen  
Antheil als „Bermittlerinnen“ auf  
diplomatischem Gebiete war, so giebt  
es doch bis jetzt nur ein einziges Bei-  
spiel in der Geschichte, das uns eine  
offizielle weibliche Vertreterin in der  
diplomatischen Karriere zeigt. Gewiß  
hat es ja hie und da geheime Abge-  
sandtinnen gegeben, um für das Wohl  
oder zum Vortheil einer Nation zu  
wirken, aber der Gehante, eine wirk-  
liche, beglaubigte „Gesandtin“, ausge-  
stattet mit allen Würden und Rechten  
einer solchen, in die Welt zu setzen,  
ist nur ein einziges Mal ausgeführt  
worden, und zwar nach Polen hin, sei-  
tens des Königs Ludwig des Biergehn-  
ten.

Diese „Ambassadrice“ war Frau v.  
Gumbriant, die Wittwe des Marschalls  
Grafen Jean Baptiste Gumbriant, eine  
geborene Bed, eine Deutsche, welche  
ihre politische Mission am polnischen Hofe  
mit so viel feinem Takt und kluger  
Gewandtheit ausführte, daß sie sehr  
hoch in Gunst bei König Ladislaus  
dem Vierten stand, und man ihr stets  
alle Ehren einer „außerordentlichen  
Gesandtin“, wie es ausdrücklich in den  
von Ludwig dem Biergehnenten erhal-  
tenen Kreditbriefen hieß, erwies. — Da  
sie streng darauf hielt, ja sogar den  
Vortritt vor einem Prinzen von Ge-  
schlecht, des Königs eigenen Bruder, ver-  
langte, so erwiderte sich aus dieser  
Eitelkeitsfrage ein Streit, in welchem die  
tapfere Marschallin Siegerin blieb,  
weil Polens König in ihrem Sinne  
entschied.

Trotzdem also die Geschichte den  
diplomatischen Talenten und Erfolgen  
der Frau v. Gumbriant alle Gerechtig-  
keit widerfahren läßt, ist diese